



Umbettung des Urlandesvaters: Im Sommer 2012 wurde im Zuge der Bauarbeiten für den Stuttgart-21-Tiefbahnhof die Eberhardsgruppe vom Mittleren in den Oberen Schlossgarten versetzt.

Foto: 7aktuell.de/Eyb

## Im Schoße seiner Untertanen

Das Bild des Landesvaters stammt aus vormodernen Zeiten, lässt sich aber auch erfolgreich in heutige politische Zusammenhänge übertragen

# Im Schoße seiner Untertanen

Das Bild des Landesvaters stammt aus vormodernen Zeiten, lässt sich aber auch erfolgreich in heutige politische Zusammenhänge übertragen

VON THOMAS KRAZEISEN

Wie die Alten sunen, so zwitschern nicht mehr zwangsläufig die Jungen. Matthias Filbinger, Sohn des ehemaligen CDU-Ministerpräsidenten und ebenso populären wie polarisierenden Landesvaters Hans Filbinger, hat schon vor Jahren bei den Stuttgarter Grünen eine neue politische Heimat gefunden. Anfang März twitterte die „Wirtschaftswoche“, dass Wolfgang Grupp zum ersten Mal bei dieser Landtagswahl Grün wählen werde. Grupp, der Textilfabrikant von der Alb, und Filbinger, der IT-Fachmann und Unternehmensberater aus Stuttgart-Vaihingen, sind nur zwei prominente Vertreter einer wachsenden Zahl von Wertkonservativen aus dem schwäbischen Mittelstandsmilieu, die dank Winfried Kretschmann bei den baden-württembergischen Grünen eine neue politische Heimat – oder zumindest eine Art Asyl – gefunden haben. Vor allem dem Burladinger Trigema-Chef Grupp, auch wenn er auf bio-zertifizierte Baumwolle setzt und sich mittags vom Butler Müslibrei servieren lässt, hätte man nicht unbedingt einen Flirt mit der Ökopartei zugetraut. Der standortbewusste T-Shirt-Produzent ist eigentlich ein in der Wolle gefärbter CDU-Wähler, woraus er kein Geheimnis macht. Die konservativ-katholische Prägung und die Bodenständigkeit verbinden den 73-jährigen Firmenchef mit dem wenige Jahre jüngeren, in Spaichingen geborenen grünen Ministerpräsidenten. Als Führungspersönlichkeit verkörpert der Talkshow-erprobte König von Burladingen – Markenzeichen: Maßanzug und Einstecktuch – freilich schon äußerlich einen anderen Cheftyp als der Landesgrünen-Mitgründer Kretschmann. Dass der Firmenpatriarch mit Hang zu opernhafter Selbstinszenierung diesmal Grün wählt, hängt, wie er offen einräumt, mit seiner Enttäuschung über Angela Merkels uneingeschränkte Willkommenskultur zusammen.

Nun gibt also der CDU-„Flüchtling“ im Land dem grünen Merkel-Versteher und -Fürbitter seine Stimme. Was auf den ersten Blick wie politische Farbenblindheit anmutet, ist bei näherem Zusehen durchaus kein Widerspruch. Winfried Kretschmann, 2011 zum ersten grünen Ministerpräsidenten in Deutschland gewählt, wird in seiner baden-württembergischen Heimat primär als Landesvater wahrgenommen – als solcher bewirbt er sich auf den Plakaten in

seinem Wahlkreis Nürtingen auch um ein neues Abgeordnetenmandat.

Mit dem unzeitgemäß erscheinenden Titel konnte sich Kretschmann zu Beginn seiner Amtszeit offenbar nicht so recht anfreunden. „Zu paternalistisch und zu altmodisch“ sei ihm dieses Rollenbild anfangs vorgekommen. Inzwischen, ist auf der Landesgrünen-Homepage zu lesen, kann er mit der Zuschreibung gut leben, auch „weil es bei den Bürgern ein starkes Bedürfnis danach gibt.“ Bei dem 67-jährigen Familien-, Landes- und inzwischen auch Großvater wirkt das Image des fürsorglichen Elder Statesman schon optisch glaubwürdiger als bei manchem seiner schwarzen Vorgänger. So gesehen ist der Mann mit dem weißen Bürstenhaarschnitt der legitime Nachfolger von Erwin Teufel, dem zuletzt im Südweststaat das wertkonservative Abziehbildchen ähnlich fest anhaftete. Und die grünen PR-Strategen setzen das beziehungsreiche Etikett geschickt ein und lassen auf den Wahlplakaten den Regierungschef mit erhobener Rechten Land und Herrschaft segnend posieren. Die „Verpappung“ des Amtes, von der sein Inhaber spricht, ist unübersehbar.

Obwohl am Begriff des Landesvaters der Staub längst vergangener obrigkeitlicher Zeiten klebt, erweist er sich vor allem im Südwesten der Republik als erstaunlich zählebig. Der Historiker Paul Münch hat schon in der Ära Lothar Späth in seinem Essay „Die Obrigkeit im Vaterland“ auf die besondere Bedeutung dieses politischen Topos in der (baden-)württembergischen Geschichte hingewiesen. Und in der bunten gewordenen Parteienlandschaft unserer Tage

**Die Vorstellungswelt der väterlichen Hausherrschaft wurde auf den Staat übertragen.**

scheint die Feudalvokabel nichts von ihrer Attraktivität eingebüßt zu haben. Im rot-rot-grünen Thüringen wird die Landesvater-Plakette von den Medien wie selbstverständlich einem linken Ministerpräsidenten verliehen, in Baden-Württemberg darf dank des Zuspruchs auch politisch sonst anders gefärbter Landeskinder der grüne Übervater bei dieser Landtagswahl mit einem Volksparteiergebnis rechnen.

Historisch betrachtet ist der Landesvater ein Relikt aus der vormodernen Welt, in welcher der Hausvater juristisch wie ökonomisch Herr einer aus Hof, Frau und Kindern sowie Gesinde und Vieh zusammengesetzten Mikrogesellschaft war. Als Hausherr im um-

fassenden Sinn hatte er für die Gesundheit von Mensch und Tier ebenso Sorge zu tragen wie für die Erziehung der Kinder. Aus dieser häuslichen Sphäre, in der Herrschen und Wirtschaften zwei Seiten ein und derselben Medaille waren, ist die Vorstellungswelt des väterlichen Haushaltens auf den staatlichen Bereich übertragen worden.

Dieser Legitimationstransfer in den frühneuzeitlichen Staats- und Fürstenlehren war politisch umso wirkungsvoller, als das Landesvaterbild über das vierte der Zehn Gebote („Ehre deinen Vater und deine Mutter“) anschlussfähig für die religiöse Maskenkultur war. Schon im Spätmittelalter hatten

Theologen bei der Auslegung dieses Gebotes darauf hingewiesen, dass es sich nicht allein auf die leiblichen Eltern beziehe, sondern ebenso auf die weltlichen Fürsten. In seinem Großen Katechismus von 1529 formulierte Martin Luther die aus dem Elterntitel abgeleitete Ausnahmestellung der weltlichen Obrigkeit pointiert. Der Landesfürst ist gleich „soviel mäter, soviel er landsassen, buerger oder unterthane hat“. Und der Humanist Luther verweist bei dieser Gelegenheit auf die antiken Wurzeln der Landesvater-Apostrophe, indem er es seiner eigenen Zeit als „große Schande“ ankreidet, dass sie nicht dem Beispiel der Römer folgend „ihre Landesfürsten und Oberherrn Patres patriae, das ist: Väter des ganzen Landes, heißen oder zum wenigsten dafür halten und ehren“.

Anders als den vielen Analphabeten im Volk waren den im Dunstkreis der Universitäten angesiedelten „Think-Tanks“ die ideengeschichtlichen Wurzeln der Patres patriae-Formel geläufig. Die Spindoktoren bei Hofe kannten selbstverständlich die antiken und mittelalterlichen Fürstenspiegel, die den Regenten und Prinzen nicht nur die Notwendigkeit und Vorzüge soliden Wirtschaftens einimpften, sondern eine ganze Reihe von Tugenden, die den guten Fürsten ausmachen, wie Gerechtigkeit, Frömmigkeit und Weisheit, Großmut und Tapferkeit, Selbstbeherrschung und Besonnenheit. Nicht zu vergessen Milde. Schon der Nero-Erzieher Seneca hatte pragmatisch den Nutzen eines temperierten Regierungsstils für den inneren Frieden hervorgehoben: clementia, so der lateinische Begriff, bringt dem Vater des Vaterlandes nicht nur Ehre ein, sie lässt ihn vor allem ruhiger schlafen als den von

rachsüchtigen Feinden umzingelten Tyrannen.

Davon können natürlich auch die Württemberger ein Lied singen – nämlich das auf Eberhard im Bart, den Prototypen und bis heute wohl populärsten der württembergischen Landesväter. Justinus Kerner hat mit der inoffiziellen Landeshymne „Preisend mit viel schönen Reden“ der Erzählung vom „reichsten Fürsten“, der seinen Kopf bedenkenlos in jedes Untertanen Schoß legen kann, zu nachhaltiger Popularität verholfen. Die

**Die ethische Integrität ist das eigentliche Kapital eines erfolgreichen Landesvaters.**

Pointe des auf Melanchthon zurückgehenden Bildes zielt auf das Identitätsstiftende Exempel eines äußerlich „unfürstlich“ auftretenden Fürsten, für den das Wohl der Untertanen höchste Priorität hat.

Ein solches Muster an Fürsorglichkeit setzt mehr als auf Recht und Gewalt auf Zustimmung und Nachahmung des eigenen guten Beispiels im Volk. Es ist letztlich die ethisch-moralische Integrität, die auch im Spiegel der Fürstethik das eigentliche Kapital eines erfolgreichen Landesvaters ausmacht: seine Glaubwürdigkeit. Gewiss, Nachsicht ohne ein vernünftiges Maß an Strenge – das haben schon Seneca und viel später Machiavelli und Richelieu angemerkt – ist Zeichen von Schwäche und schadet mehr, als sie nützt. Sie wäre selbst eine Art Rohheit. Der Fürst soll eben kein duldsamer Sotie sein, das wäre politisch fatal.

Auch in der klassischen Dramatik taucht der Gedanke auf. Dem Guten könne Übles folgen, wie Goethe in seiner „Iphigenie“ anklingen lässt. In der 1791 uraufgeführten Mozart-Oper „La Clemenza di Tito“ wird das Thema gleichfalls aufgegriffen. Der königliche Titelheld ist ein „Padre della patria“, aber nicht in absolutistisch-tyrannischem Sinn. In der aufgeklärten Lesart wird die landesväterliche Tugend der Milde als Selbstüberwindung und schier grenzenlose Fähigkeit zu verzeihen gedeutet, die sich im Verbund mit Wahrhaftigkeit gegen eine despotische Staatsraison zu bewähren hat. Gleichwohl bleibt es in diesem klangvollen Fürstenspiegel wahrer Humanität bei der patriarchalischen Herrschaftslehre, der die kritischen Geister der Zeit nachdrücklich widersprochen haben: in England unter dem Eindruck des Stuart-Absolutismus John Locke, in Deutschland neben anderen Immanuel Kant. Eine väterliche Regierung, „wo also die Untertanen als unmündige Kinder (...) sich

bloß passiv zu verhalten genötigt sind“, ist für den Königsberger Philosophen „der größte denkbare Despotismus“.

Der in Stuttgart geborene Staatsrechtler Friedrich Karl von Moser unterschied sauberlich zwischen Landesfürst und Landesvater: „Jenes wird man durch die Ordnung und die Rechte der Geburt, dieses durch Tugend und Ausübung seiner Pflichten.“ Das erkannte, wenn auch spät, Herzog Carl Eugen, der langlebteste württembergische Regent des 18. Jahrhunderts. In seinem berühmten Manifest zu seinem 50. Geburtstag ließ er die Wandlung eines Despoten zum „getreuen Landesvater“ von den Kanzeln verkünden als Beginn „einer zweiten Periode unseres Lebens“.

Trotz etlicher kritischer Stimmen hatten auch die Kinder der Aufklärung durchaus anderes im Sinn als schnöden ideengeschichtlichen Landesvater-Mord. Und die patriarchale Doktrin hat, scheinbar wenig beeindruckt von aller Polemik der Vormärz-Liberalen, auch die Ära der konstitutionellen Monarchien überlebt. Freilich mit bedeutsamen Akzentverschiebungen. So wie die feudale Großfamilie von der bürgerlichen Kleinfamilie abgelöst wurde und der sentimentalisch angehauchte religiöse Paternalismus bürgerlicher Prägung den „lieben Gott“ dem strafenden Herrgott vorzog, setzte sich auch in der historischen Ikonographie der empfindsame Landesvater gegen den machtvoll auftrumpfenden Typus durch. Das von König Wilhelm I. 1859 gestiftete Eberhardim-Bart-Standbild – es steht heute im Innenhof des Stuttgarter Alten Schlosses – zeigt den ersten Herzog von Württemberg noch als Krieger mit gezücktem Schwert.

Das vertrat sich offenbar von Anfang an nicht so recht mit dem Image des erfolgreichen Friedensfürsten Eberhard und war schon bei seiner Einweihung erklärungsbedürftig. Gut 20 Jahre später wurde dann unter König Karl der mehrheitsfähige „wahre“ Eberhard, schlafend im Schoße eines Hirten, in Marmor gemeißelt – „als ein Symbol des innigen Bandes zwischen Württembergs Fürstenhaus und Volk“, wie es im „Staatsanzeiger für Württemberg“ damals hieß.

Mit der Enthistorisierung der württembergischen Gründer- und Leitfigur Eberhard im Bart ging seit dem 19. Jahrhundert eine intensive Popularisierung und Kommerzialisierung des Landesvater-Modells einher: Das Motiv der

**In Krisen- und Wutbürgerzeiten ist mit autoritär polarisierenden Landesvätern kein Staat zu machen.**

Eberhardsgruppe zierte die Hohner-Mundharmonika-Linie „Schwabentreue“, und für etwas mehr als 300 Mark gab's einst die Stuttgarter Steinplastik im Kleinformat zu kaufen: ein „Landesväterle“, das man in den eigenen vier Wänden aufstellen konnte.

Die Umbettung des schlummernden Landespatriarchen Eberhard vom Mittleren in den Oberen Schlossgarten vor gut dreieinhalb Jahren wurde, anders als die Verbannung von Bürgern und Bäumen, nicht zum Politikum, auch wenn sie der Degerlocher Landeshistoriker Gerhard Raff publizistisch so pathetisch begleitete, als habe man die Pietätlosigkeit gewagt, die Gebeine des Tübinger Universitätsgründers aus dem Chor der Tübinger Stiftskirche zu entfernen. Das Bild einer tatsächlich eher geräuschlosen Zwangsräumung am Kranarm ist gleichwohl selbst eine bemerkenswerte Metapher: Das Landesvaterbild lässt sich sehr wohl auch in eine neue politische Umgebung transferieren, ohne dass man dafür seine konservative Symbolik demontieren muss.

Wohl nur vor diesem Hintergrund, als privatisiert-verbürgerlichte Variante, ist der Landesvater-Kult überhaupt einer ihrem ursprünglichen Selbstverständnis nach eigentlich antihierarchischen und antipersonalistischen Partei wie den Grünen vermittelbar. Winfried Kretschmann scheint als quasi fürstendealtypische Tugend- und Konsensfigur das Bild des selbstlosen, fürsorglichen Landesvaters auch im Großformat glaubhaft auszufüllen. Bruder Winfried, der praktizierende Katholik und Ökumeniker, taugt auch im weiteren politischen Sinn – wieder sind Parallelen zum Landesvater Eberhard unübersehbar – als konfessionelle Integrationsfigur. Das Bild, das dieser grüne Landesvater abgibt, erweist sich partei- und schichtenübergreifend als so konsistent, dass ihm auch etliche Spannungen und Risse – man denke nur an die Bildungsplan- und Gender-Mainstreaming-Diskussionen – nicht wirklich etwas anhaben können.

Im Kontrast dazu zeigt das Beispiel seines Amtsvorgängers, dem nicht nur das Alter zum Patres patriae fehlte, dass in Krisen- und Wutbürgerzeiten mit autoritär polarisierenden Landesvätern kein Staat zu machen, sondern allenfalls ein prominenter Platz in der jüngeren Konflikthistoriographie des Landes zu erringen ist.